Familienblätter.

Sonntags-Beilage der „Posener Zeitung".

Nr. 13. Posen, den 1. April. 1883.

Der Theaterkandidat.

Novelle von T. Tschürnau.

(Schluß.)

Die Bellevuestraße mündete auf einen großen, öden Platz, an dessen entgegengesetzter Seite sich dann der Park schloß.

Stumm legten die Beiden den Weg zurück, erst als sie in die Hauptallee des Parkes einbogen, blieb Sydow stehen und faßte, selbst heftig bewegt, die Hände des jungen Mädchens.

„Nun reden Sie, Toni", rief er, „was ist's, was hat man Ihnen gethan?"

Sie schlug den Schleier zurück und sah zu ihm auf mit einem trostlosen Blick, der ihm das Herz bewegte.

Dann wandte sie sich von ihm ab und verbarg schaudernd das Gesicht in die Hände.

„Ich kann's nicht", sagte sie, „die Schande erdrückt mich, und es ist doch umsonst, Sie können mir nicht helfen".

Er nahm wieder ihren Arm und sprach ihr freundlich tröstende Worte zu, aber sein Herz pochte so wild, daß er sein Schlagen zu hören meinte. Sie wurde ruhiger bei seinem sanften Zureden, und begann endlich in hastigen Worten, häufig von konvulsivischem Schluchzen unterbrochen, ihm zu erzählen, was sie so tief erschütterte.

„Sie haben wohl erfahren", sagte sie, „daß ich heut gegen Abend nach dem Hotel gegangen war, um dort die Verpackung meiner Sachen zu überwachen. Das nahm etwa eine Stunde in Anspruch und mir fiel es dabei mehr als einmal auf, wie seltsam scheu und ängstlich mein Kammermädchen sich benahm.

Die Person war mir längst verdächtig, ich traute ihr nicht viel Gutes zu, und ihr heutiges Benehmen brachte mich auf allerlei Muthmaßungen, auf die richtige freilich nicht. Die Koffer waren gepackt und geschlossen, ich machte mich zum Gehen fertig und setzte vor dem Spiegel den Hut auf.

Als ich mich umwandte, war das Mädchen verschwunden. Es fiel mir nicht ein etwas Besonderes dabei zu finden, ich glaubte vielmehr, sie sei vorausgeeilt einen Miethwagen zu besorgen.

So setzte ich mich, ihre Rückkehr erwartend, auf das Sopha, fuhr aber entsetzt empor, als die Thür sich öffnete und der Graf eintrat.

Ich stand wie gelähmt, unfähig, ihn zu unterbrechen, als er mich mit einer Fluth von leidenschaftlichen Danksagungen überschüttete, weil ich eingewilligt hätte, ihm seinen Leichtsinn zu vergeben, ihm meine Liebe wieder zuzuwenden, ohne die er ja, wie ich wohl wisse, nicht leben könne. Angst und Abscheu gaben mir die Besinnung zurück, ich floh zur Thür.

Er vertrat mir den Weg.

„Was dieses Benehmen bedeuten solle", fragte er gereizt, „ob ich ihn nur hierherberufen hätte, um ihn auf's Neue zu beleidigen".

Ich sah ihn entsetzt an, ich glaubte, er sei wahnsinnig geworden. Ob ich nicht eben mein Mädchen zu ihm gesandt hätte in den Speisesaal, wo er einigen seiner besten Freunde ein Abschiedsmahl gäbe, da er morgen mit dem nämlichen Zuge wie ich in die Residenz zurückkehre.

Jetzt endlich durchschaute ich die erbärmliche Komödie, jetzt wurde mir der teuflische Plan klar.

Ich eilte aus dem Zimmer, die Treppe hinab, aber er folgte mir und blieb mir zur Seite, indem er mir dabei fortwährend die zärtlichsten Vorwürfe wegen meiner Unbarmherzigkeit machte.

Unten war die Thür zum Speisesaale offen, einige Herren standen in ihr, ich sah, mit welchen neugierigen Blicken sie mich betrachteten.

Da faßte ich meinen ganzen Muth zusammen.

„Ich bitte, daß Sie mich verlassen", sagte ich bebend vor Zorn zu dem Grafen.

Er trat sofort zurück.

„Da sehen Sie nun, wie meine reizende Freundin mich tyrannisirt", hörte ich ihn noch in leichtfertigem Tone sagen, „der geringste Widerspruch empört sie". Dann trat ich aus der Hausthür und floh, wie von Furien gejagt, durch die dunklen Straßen. Ich glaubte fortwährend seine Schritte hinter mir zu hören, seine verhaßte Stimme zu vernehmen. Meine Furcht war unbegründet, er war mir nicht gefolgt, wozu auch hätte er es thun sollen, sein Zweck war erreicht, mein Ruf vernichtet. Und nun kommen Sie", setzte sie hastig hinzu, „mein Onkel wird sich um mich ängstigen. Sie können mir nicht helfen, Niemand kann's, ich muß es allein durchkämpfen".

„Das sollen Sie nicht", sagte er mit einer Stimme, die vor innerer Bewegung bebte, „ich werde für Sie eintreten, der Elende soll Ihnen nicht mehr schaden".

Sie sah zu ihm auf mit dem Ausdruck tiefster Bitterkeit in dem schönen Gesicht.

„Wollen Sie sich von den Leuten auslachen lassen?" fragte sie herb. „Nein, mein Freund, besudeln Sie Ihre Hände nicht mit dieser schmutzigen Angelegenheit; das ist nichts für einen Mann Ihrer Art. Sie würden nur Ihrem Rufe dadurch schaden und mir nichts nützen".

Er erfaßte leidenschaftlich ihre Hand.

„Toni", flehte er, „hören Sie mich an, lassen Sie mich Ihnen aussprechen, was ich selbst erst seit Minuten weiß, daß ich Sie liebe, glühend, leidenschaftlich, daß mein Leben öde und freudlos sein wird ohne Sie. Geben Sie mir ein Recht, Sie zu schützen, willigen Sie ein, mir zu gehören für's Leben".

Sie hatte ihn stumm und regungslos angehört, das schöne Gesicht war todtenblaß, und die Augen hingen am Boden, als seien die Wimpern thränenschwer.

„Sprechen Sie nicht mehr davon", stammelte sie leise, fast unhörbar, „es ist unmöglich, ich kann Ihr Weib nicht sein".

Er wich zurück und preßte einen Augenblick, sich abwendend, die Hand vor die Augen.

„Verzeihen Sie mir", sagte er dann tonlos, „ich war ein Egoist, der Ihre Noth zum Vorwande brauchen wollte, um sich den köstlichsten Schatz für's Leben zu sichern. Ich bin gestraft für meine Vermessenheit. Was hatte der einfache Gelehrte Ihnen zu bieten, wie durfte der rauhe, ungefüge Mann auf Gegenliebe hoffen?"

Sie stand noch immer regungslos mit krampfhaft verschlungenen Händen, es sah aus, als dränge sie gewaltsam den Ausbruch eines leidenschaftlichen Gefühles zurück.

„Vergessen Sie, was ich Ihnen gesagt habe", fuhr er fort, „lassen Sie mich wieder Ihren Freund, Ihren Bruder sein. Ich besitze, Gott sei Dank, die Macht, Sie vor allen ferneren Verfolgungen des Grafen zu schützen, der Elende soll Ihnen

Weg nicht mehr kreuzen. Und nun kommen Sie, nehmen Sie meinen Arm, zeigen Sie mir, daß ich Ihr Vertrauen nicht verscherzt habe".

Er wollte ihren Arm in den seinen legen, aber sie wich scheu vor ihm zurück und erhob in flehender Abwehr die Hände.

Sydow erbleichte.

„Das ist grausam", sagte er, „das habe ich nicht verdient. O Toni, wie konnte ich ahnen, daß Sie mich so sehr hassen.

Sie preßte in leidenschaftlicher Bewegung die Hände vor das Gesicht.

„Ich Sie hassen!" rief sie mit halberstickter Stimme, „o nein, nein, aber ich bin Ihrer nicht werth".

Er hörte die letzten Worte gar nicht.

Mit wilder Hast zog er die Hände des jungen Mädchens an seine Brust.

„Toni", rief er außer sich, „sieh mich an, sag' mir die Wahrheit. Du hassest mich nicht? Du liebst mich".

Die letzten Worte klangen wie ein Aufjauchzen, denn die thränenvollen, dunklen Augen, die zu ihm emporschauten, ließen ihm keinen Zweifel über sein Glück.

Er zog die Geliebte stürmisch in seine Arme und lange war's still, ganz still unter den blätterlosen Bäumen; und von dem klaren Frühlingshimmel schauten die Sterne neugierig herab auf das glückliche Paar.

Erst das Läuten der Abendglocke schreckte die Glücklichen auf, und mahnte zur schnellen Heimkehr.

Sydow sah mit stolzem glücklichen Lächeln auf das schöne Weib an seiner Seite herab, als sie über den öden Platz der Stadt zuschritten.

„Was wird Dein Onkel zu der Zerstörung seiner Ruhmesträume sagen?" fragte er scherzend.

Sie lachte sorglos.

„Er wird sich gern in's Unvermeidliche finden, wenn er unsere glücklichen Gesichter sieht, und wenn er merkt, daß mir ein Liebeswort von Dir theurer ist, als der Beifall der ganzen Welt. Und nun gar Frau Winter, sie wird begeistert sein. In ihren Augen nehme ich von heut ab eine vollberechtigte Stellung in der menschlichen Gesellschaft ein. Du weißt's doch wohl, daß sie ganz verliebt ist in Dich, und daß sie Dich „für das Ideal eines Mannes" erklärt.

Er küßte fröhlich den plauderlustigen Mund.

„Morgen früh führe ich Dich zu meiner alten Mutter", sagte er dann.

Sie schmiegte sich ängstlich an ihn.

„Wie wird sie mich aufnehmen?" fragte sie schüchtern.

„Mit der innigsten, herzlichsten Liebe", versicherte er.

„Nein, nein, sie wird zürnen. Ach Liebster, Du hast eine schlechte Wahl getroffen. Die Schauspielerin mit dem befleckten Rufe ist keine passende Herrin für das alte Patrizierhaus".

„Sprich nicht so, Toni", sagte er ernst, „ich will solche Dinge nicht hören, selbst von Dir nicht. Glaub' mir, Geliebte", fuhr er sanfter fort, „das alte Patrizierhaus wird seine Pforten weit und gastlich öffnen, um die liebreizende Herrin in seinen Räumen zu empfangen, und meine Mutter wird Dich innig an ihr Herz schließen, denn Du bist die Braut ihres einzigen Sohnes und zudem eine Herzbezwingerin, der so leicht Niemand widersteht. Du wirst sie bald genug total erobert haben. — Natürlich begleite ich Dich morgen Nachmittag selbst nach Berlin, und stelle mich der Familie, bei der Du wohnst, als Deinen Bräutigam vor. Einige Tage bleibe ich dort. Ich warte Dein erstes Auftreten ab, um alle Wonnen heimlichen Glücks durchzukosten bei dem Gedanken, daß dieses herrliche Geschöpf, dem alle Welt zujubelt, doch nur mir gehört, mir allein".

Er schloß sie, von plötzlicher Furcht ergriffen, in seine Arme.

„Weißt Du auch", sagte er, „daß mir der Gedanke entsetzlich ist, Dich in jenem reichen, glänzenden Leben zurücklassen zu müssen. Du wirst vielleicht bereuen, was Du mir zugesagt hast, das Opfer, das Du mir bringen mußt, wird Dir zu schwer erscheinen. Der Gedanke macht mich rasend, jetzt könnte ich die Trennung von Dir nicht mehr ertragen, jetzt, seit ich weiß, was Glück ist, kann ich es nicht mehr missen".

Er konnte nicht weiter sprechen, denn weiche Arme umschlangen ihn, und ein blühender Mund preßte sich fest auf den seinen.

„Willst Du schweigen, Du böser Mann", klang die süße Stimme dicht an seinem Ohre. „Soll ich Dir's denn immer und immer wieder sagen, daß ich mit Freude die ganze Theaterherrlichkeit schon heute von mir werfen würde, um das zu sein, was mir als das einzige Glück der Welt erscheint — Dein Weib" . . . .

Der Graf wohnte bei seinen gelegentlichen Besuchen in H. noch immer in der Villa vor dem Thore. Er fürchtete die bösen Erinnerungen ebensowenig, als den Geist seiner gemordeten Gattin.

In dem großen Saale im Erdgeschoß hatte er schon mehrmals glänzende Feste gegeben und es war bei diesen nicht minder ausgelassen zugegangen, weil einst in dem nämlichen Raume ein Herz in wildem Todeskampfe gebrochen war. Im Wohnzimmer des Grafen oben in der Beletage waren die Fenster weit geöffnet und boten einen köstlichen Blick über den Park nach den fernen, blauschimmernden Bergen. Der Graf hatte kein Interesse für das schöne Bild, er lag dem Fenster abgekehrt in einer Chaiselongue und sah verdrossen und übernächtig aus. Die Falten in den Augenwinkeln und auf der Stirn traten im unbarmherzigen Morgenlichte scharf hervor, er sah älter aus als er es in Wirklichkeit war.

Der Diener hatte in der silbernen Maschine den Kaffee bereitet, dann seinem Herrn die Tasse gefüllt und sich geräuschlos zurückgezogen.

Jetzt trat er vorsichtig auf den Fußspitzen wieder herein, mit einem scheuen, ängstlichen Gesicht, er wußte bereits, daß heut mit seinem Gebieter schlecht zu verkehren war.

Er legte eine Karte vor dem Grafen auf den Tisch.

Der Graf nahm sie nachlässig und ließ sie dann aus der Hand neben sich auf den Boden sinken.

„Dr. Ernst Sydow; kenne ich nicht, der Mensch soll mich ungeschoren lassen".

„Er befahl mir, zu melden, daß er den Herrn Grafen auf jeden Fall sprechen müsse".

„Dann soll er später wiederkommen".

Der Diener ging, erschien aber nach kurzer Weile wieder in der Thür.

„Er läßt sich nicht abweisen".

„Zum Teufel mit ihm! Ich will ihn jetzt nicht sehen".

„Dann wird er warten, bis es dem Herrn Grafen genehm sein wird, ihn zu empfangen".

„Meinetwegen! Dann kann er lange warten", sagte der Graf gähnend.

Damit wandte er sich nach der anderen Seite und schloß die Augen.

Eine halbe Stunde war vergangen.

Da richtete sich der Graf horchend auf.

Es war draußen vor seiner Thür unruhig geworden.

Er hörte ängstlich abwehrende Worte des Dieners, dazwischen eine andere feste, befehlende Stimme.

„Ich habe keine Zeit, länger zu warten", sagte jetzt diese letztere. „Wollen Sie mich melden?"

Ein lautes Klopfen an der Thür war das nächste, was der Graf hörte, dann ging die Thür auf, und dicht vor ihm stand eine hohe kräftige Gestalt.

Der Graf hatte sich erhoben, er maß seinen Besucher mit finsteren hochmüthigen Blicken.

„Was soll diese Dreistigkeit, Herr?" fragte er.

Die zornigen Worte machten auf den Doktor nicht den geringsten Eindruck, er blieb ruhig und höflich.

„Es thut mir leid, daß ich Sie belästigen muß", sagte er, „ich habe etwas mit Ihnen abzumachen, das keinen Aufschub duldet".

„Wenn ich Ihnen aber sagen lasse, daß ich jetzt keine Lust habe, Sie zu empfangen".

„Ich würde unter gewöhnlichen Verhältnissen diese Abweisung sicherlich respektirt haben, in diesem besonderen Falle mußte ich leider alle Konvenienz bei Seite setzen und mir, da meine Zeit drängte, den Eintritt schließlich erzwingen. Ich bitte Sie nochmals, meinen Hausfriedensbruch zu entschuldigen, nur die absolute Nothwendigkeit konnte mich bewegen, ihn zu begehen".

„Und wenn ich mein Hausrecht brauchte?"

„Dann würden Sie sehr unklug handeln, denn ich würde in diesem Falle öffentlich aussprechen, was ich Ihnen jetzt diskreter Weise unter vier Augen mittheilen will, und das wäre schlimm für Sie, sehr schlimm".

Es war eine Sicherheit in den Worten des Arztes, die dem Grafen imponirte.

„Sprechen Sie", sagte er und warf sich in gesucht nachlässiger Weise wieder auf die Chaiselongue.

Sydow ging noch einmal nach der Thür zurück, um sich zu überzeugen, daß nicht etwa der Diener hinter derselben lausche, dann trat er wieder zu dem Grafen heran, ohne scheinbar von dessen Unhöflichkeit Notiz zu nehmen.

„Wir haben uns schon ein Mal gesehen?" fragte der Graf nachlässig.

„Ja".

Sydow stützte die eine Hand leicht auf die Rücklehne eines Sessels und strich sich mit der andern über den vollen, lockigen Bart. Seine ganze Haltung hatte etwas Zuversichtliches, Ungezwungenes, das den Grafen empörte.

„Sie sind der Arzt des Kandidaten?" fragte er wieder in der nämlichen hochmüthigen, verletzenden Weise.

„Ja", erwiderte Sydow ruhig, „sein Arzt, und seit gestern der Bräutigam seiner Pflegetochter".

Der Graf fuhr empor, er starrte seinen Besucher mit einem Gemisch von Zorn, Stamen und Unglauben an.

„Das ist nicht denkbar!"

„Jedenfalls aber Thatsache", sagte der Arzt mit einem leisen Anfluge von Ironie.

Der Graf hatte seine Fassung wiedergewonnen.

„Ah, nun begreife ich auch, warum Sie sich hier bei mir so gewaltsam einführen", sagte er mit einem höhnischen Auflachen. „Sie wollen mich wegen der kleinen Affaire von gestern zur Rede stellen, mich zwingen, die verletzte Ehre Ihrer schönen Braut wieder herzustellen, und da ich ganz und gar keine Lust verspüre, Ihnen zu willfahren, so werden Sie natürlich eine Forderung in Bereitschaft haben. Nur zu, mein Herr, ich stehe gern zu Diensten".

„Da irren Sie doppelt, Herr Graf" — die kalte, ruhige Stimme des Arztes stach auffallend ab gegen die erregte des Grafen — die Ehre des Fräuleins wird vollkommen wieder hergestellt durch ihre Verlobung, man kennt und achtet mich hier genug, um zu wissen, daß die Geliebte des Grafen Thun nicht hätte mein Weib werden können. Auch in Bezug auf den zweiten Punkt haben Sie falsch gerathen, ich werde mich mit Ihnen nicht schlagen".

„Ah, Sie sind ein Feigling".

Der Doktor zuckte lächelnd die Achseln.

„Probiren Sie, ob man es Ihnen glauben wird. Ich bin Offizier, habe drei Feldzüge mitgemacht und oft mein Leben auf den Schlachtfeldern und in den Spitälern auf's Spiel gesetzt. Das Duell mit Ihnen verweigere ich, weil Sie nicht satisfaktionsfähig sind, mit einem notorischen Schurken, mit einem Fälscher, der nur mit Mühe dem Zuchthause entgangen ist, schlägt sich kein Ehrenmann".

Der Graf war mit einem jähen Aufschrei emporgesprungen, es sah aus, als wolle er sich auf den Anderen stürzen, bei den letzten Worten des Doktors taumelte er auf seinen Sitz zurück, sein Gesicht war fahl wie das einer Leiche.

„Beweise!" stieß er mühsam hervor.

„Die stehen Ihnen zu Diensten. Ich bin der Sohn des verstorbenen Banquier Sydow, der, wie Ihnen bekannt sein dürfte, bis zu seinem Tode die Geldgeschäfte Ihres Oheims, des Majoratsherrn leitete. Sie leben mit Ihrem Oheim in unversöhnlicher Feindschaft, und ich habe zufällig den Grund des Zerwürfnisses zwischen ihm und Ihnen erfahren. Ein Brief des alten Herrn, den ich unter den hinterlassenen Papieren meines Vaters fand, klärte mich darüber auf. Mein Vater mußte ihm wohl mitgetheilt haben, daß einige namhafte Wechsel mit seiner — des Majoratsherrn — Unterschrift hier kursirten, denn darauf bezog sich die Antwort. Der Majoratsherr schrieb meinem Vater — nun hören Sie wohl — er schrieb ihm, daß er seinem entarteten Neffen schon seit Jahren nicht mehr beigestanden habe in seinen zahlreichen Geldverlegenheiten, und daß er somit die Wechsel, die von diesem ausgestellt seien und seine Unterschrift trügen — für falsch erkläre. Lassen Sie es ruhig zum Aeußersten kommen, lautete der Schluß des Briefes, ich werde lieber den Schimpf auf meinem Namen dulden, als jenem Elenden die wohlverdiente Zuchthausstrafe ersparen: Mag er ernten, was er gesäet. — Es kam zu diesem Aeußersten nicht. Sie lösten am Verfalltage die Wechsel ein und heiratheten bald darauf die reiche Erbin. — Nun, Herr Graf, dieser Brief ist, wie ich Ihnen schon sagte, in meinen Händen, und ich würde keinen Augenblick Bedenken tragen, ihn einigen guten Freunden zur Ansicht vorzulegen, wenn Sie sich nicht widerstandslos allen meinen Bedingungen fügen. Sie werden sich sagen müssen, daß eine solche beglaubigte — Jugenderinnerung den Grafen Thun für immer unmöglich machen würde in der Gesellschaft".

Der Graf hatte regungslos zugehört, er wich scheu dem Blicke des Arztes aus.

„Was soll ich thun?" fragte er tonlos.

„O, nicht viel. Meine Bedingungen sind leicht zu erfüllen. Sie verpflichten sich, meine Braut fernerhin mit Ihren Zudringlichkeiten zu verschonen, und da ich weiß, daß meiner Verlobten sogar Ihr Anblick unerträglich ist und jedes zufällige Begegnen ihr unnütze Aufregung verursachen würde, so verpflichten Sie sich ferner, stets den Ort zu meiden, an dem meine Braut sich gerade befindet, so also jetzt zuvörderst Berlin. — Sie willigen in diese Bedingungen?"

„Ja".

„Gut, dann wären wir fertig mit einander, und ich kann mich Ihnen empfehlen".

„Natürlich werden Sie mir dafür den bewußten Brief herausgeben", fragte der Graf hastig.

„Nein, Herr Graf. Den Brief behalte ich als Waffe für den Nothfall".

Der Graf ballte krampfhaft die Hand auf dem Tische, er war kaum noch seiner Sinne mächtig.

„Und wenn ich Ihnen mein Ehrenwort gebe, daß ich alle Ihre Bedingungen pünktlich erfüllen werde?" fragte er mit heiserer Stimme.

„Auch dann nicht, Herr Graf".

Mit wilder Hast riß der Graf einen Revolver herab, der hinter ihm an der Wand hing.

„Hinaus", donnerte er, „oder —"

Er kam nicht weiter, denn schon stand der Arzt dicht neben ihm. Ein Griff, ein Ruck und er hatte dem Grafen die Waffe entwunden.

„Ich habe Sie da vor einem faux pas bewahrt", sagte er dann mit der nämlichen unerschütterlichen Ruhe, die er während der ganzen Unterredung bewahrt hatte. „Fälscher und Mörder — welch' ein Ende wäre das für einen Grafen Thun".

Er legte die Pistole auf einen Seitentisch und verließ mit leichter Verbeugung das Zimmer.

Wenige Stunden später war der Graf auf dem Wege nach Paris, um dort im Strudel des wildesten Lebens die demüthigenden Erfahrungen der letzten Zeit zu vergessen.

Wie eine Kuppel von leuchtendem Blau lag der Himmel über dem Mittelmeere. So rein und klar war die Luft, daß man heut von Nizza aus die fernen korsischen Berge deutlich erkennen konnte.

Der Strand von Nizza war an diesem köstlichen Herbstnachmittage belebt von glänzenden, schönen, zum Theil aber auch recht abenteuerlichen Gestalten. Dazwischen schlichen andere, die zu dem glänzenden Bilde nicht paßten, denen man es ansah, daß es für sie bald vorbei sein würde mit aller Erdenherrlichkeit.

Ein junges Paar, das heut zum ersten Male hier gesehen wurde, erregte die allgemeine Aufmerksamkeit.

Der Mann war eine stattliche Erscheinung von auffallender Größe mit einem klugen, scharfgeschnittenen Gesicht, die Frau eine Schönheit, wie sie selbst hier, an diesem Sammelpunkte der schönen und eleganten Welt, nur selten gesehen wurde.

Es lag auf der Erscheinung der jungen Frau der leuchtende, farbenreiche Reiz des Südens. Niemand hätte in diesem herrlichen Geschöpfe mit dem üppigen, blauschwarzen Haare und den dunklen, feuchtglänzenden Augen die Norddeutsche vermuthet.

Was aber der jungen Frau den bestrickendsten Zauber verlieh, war der Ausdruck tiefsten, innigsten Glückes, der auf den schönen Zügen lag.

Sie schien keine Ahnung davon zu haben, daß sie der Gegenstand allgemeiner Bewunderung sei, sie hatte nur Augen für ihren Begleiter und für die köstliche Natur; nur selten streifte ihr Blick flüchtig das bewegte Treiben um sie her.

Plötzlich fuhr sie zusammen und faßte erschrocken die Hand ihres Begleiters.

„Max, der Graf", flüsterte sie ihm zu, „mein Gott, er sieht sich nicht mehr ähnlich".

Sie hatte Recht; der bleiche, hohläugige, hüstelnde Mann, der ihnen dort in Begleitung einer eleganten, sehr geschminkten Dame entgegenkam, er war nur noch der Schatten des einst so schönen, stattlichen Grafen Thun.

Er hatte im nämlichen Augenblick die Beiden erkannt und über seine entstellten, abgezehrten Züge ging's wie ein plötzlicher Krampf.

Er flüsterte der Dame an seiner Seite einige Worte zu, sie nickte, und Beide verschwanden in der Menge.

„Mein Gott, Toni, wie kann Dich der bloße Anblick dieses Mannes so sehr erschrecken", fragte Sydow. „Bin ich nicht bei Dir, bist Du nicht sicher an meiner Seite?"

„Es ist nicht Furcht, was ich empfinde" sagte sie mit bebender Stimme, „nur heißes, tiefes Mitleid mit dem Unglücklichen. Der Tod steht ihm auf dem Gesicht geschrieben. Gott sei Dank, daß wir morgen schon weiterreisen, ich möchte ihm nicht noch einmal begegnen. Führe mich weg von hier", bat sie, „ich kann die Furcht nicht loswerden, das leichenhafte Gesicht werde plötzlich wieder vor uns auftauchen".

Sydow erfüllte sofort ihren Wunsch.

An üppig blühenden Gärten vorüber, aus denen weißglänzende Villen hervorleuchteten, und von denen das leise Rauschen plätschernder Fontainen zu ihnen herüberdrang, schritten sie der dichten Waldregion zu, die den Fuß eines mäßig hohen Berges umgab.

Daheim im fernen Deutschland fegte jetzt schon der rauhe Herbstwind durch die Bäume, hier aber herrschte der Sommer in seiner üppigsten Pracht. Ueberall rieselnde Quellen, duftende Blumen, schmetternder Vogelgesang.

Der Pfad, den das junge Paar eingeschlagen hatte, zog sich treppenartig aufwärts im dichten Waldesschatten hin.

„Wenn wir nur erst Nachricht von daheim hätten", sagte Toni mit einem leisen Seufzer. „Wie mag's dort stehen?"

„Vorzüglich", lachte Sydow. „Ich kann mir sehr genau vorstellen, wie es jetzt eben daheim im behaglich durchwärmten Wohnzimmer aussieht. Dort führt augenblicklich ein kleiner dunkeläugiger Wildfang seine lärmenden Kunststückchen vor, und zwei alte Damen, sowie ein nicht minder bejahrter Herr geben sich auf's eifrigste der Beschäftigung hin, das Familienideal zu bewundern und zu verziehen. Nein, Liebste quäle Dich nicht mit unnützen Sorgen, wir werden unseren kleinen Burschen etwas unartiger vielleicht, aber sicherlich heil und gesund wiederfinden".

„Mag sein", beharrte Toni, „aber was Du auch dagegen sagen magst, leichtsinnig ist's doch, daß ich so auf lange Wochen mit Dir in die Welt hinausfliege. Wie schmerzlich wird mich der Onkel entbehren".

„Da sind wir auf dem richtigen Punkte", schalt Sydow in komischem Zorn, „der Onkel und immer wieder der Onkel. Weiß Du, daß ich allen Ernstes eifersüchtig bin auf den alten Herrn. Da hab' ich Dich nun für einige Wochen entführt, um endlich einmal meine Frau für mich allein zu besitzen. Was nützt's. Ich bin doch nach wie vor erst der Dritte in Deinem Herzen".

Sie antwortete ihm nicht, aber sie sah zu ihm auf mit einem Blicke, der seiner erheuchelten Othellolaune ein schnelles Ende machte; er zog sie mit stürmischer Zärtlichkeit an seine Brust.

Der Waldpfad bog jetzt seitwärts ab und die beiden Gatten traten nach wenigen Minuten auf eine breite, weitüberhängende Felsplatte, die einen köstlichen Fernblick bot.

Vor ihnen lag das Meer, leise bewegt vom Abendwinde und leuchtend im Wiederscheine des Himmels. Zu ihren Seiten streckten sich die Ufer weit vor, bald in wilden abenteuerreichen Gebirgsfernen, bald sanft ansteigend und dann mit Fruchtbäumen und zierlichen Villen bedeckt.

Hier, wo sie standen, stieg der Wald bis zum Wasserspiegel herab, aber weiter rechts thürmten sich die Felsmauern in öder Kahlheit übereinander und warfen ihre Riesenschatten über das Meer. Goldene Wolkengebirge lagerten im Westen, am tiefblauen Himmel schwammen lichte, rosige Wölkchen, und allmälig übergoß die Rosengluth Alles, Berg und Thal und das weite Meer.

Hand in Hand standen die Gatten in stummer Andacht, bis die helle Gluth nach und nach verglomm, und die blasse Scheibe des Mondes am Himmel sichtbar wurde.

„Oh, wie schön ist Gottes Welt, und wie glücklich bin ich", sagte Toni leise, als sie an der Seite ihres Gatten durch den abendstillen Wald ging.

Sydow zog die junge Frau näher an sich.

„Ja, Du bist glücklich, mein Liebling", erwiderte er, „und ich danke Gott täglich dafür. Aber sage mir eins, mein theures Weib und fürchte nicht, daß es mich verletze, wenn Du eingestehst, was so natürlich ist. Denkst Du nicht zuweilen mit einem leisen Bedauern zurück an all' die Schätze, die Du geopfert hast um meinetwillen? An Deinen Ruhm, an die Vergötterung der Welt?"

Sie schüttelte lächelnd den Kopf.

„Nein, niemals", sagte sie im Tone tiefinnerster Ueberzeugung. „Mein Mann und mein Kind sind meine Schätze, mein Haus ist meine Welt. Ich habe jetzt erst den Zauber gefunden, mit dem man das Glück beschwört. Einst, als ich ihm nachjagte in wilder Hast, da wich es mir aus, jetzt, wo meine Lieben mir Alles sind, wo ich an mich selbst kaum noch denke, kommt es von selbst. Nicht das „glücklich sein" ist die höchste Seligkeit des Weibes, sondern das „glücklich machen", nicht das Herrschen, sondern das Dienen".

Und sie zog mit einem Blick voll zärtlicher, demüthiger Liebe die Hand des Gatten an ihre Lippen.

Der „Bär" erzählt folgende, wohl noch wenig bekannte Anekdote: Friedrich der Große pflegte in den früheren Jahren seiner Regierungszeit während des Karnevals fast jedesmal die sogenannten Redouten in Berlin zu besuchen. Es wurden dann daselbst auf seine Kosten mehrere Tafeln servirt, eine für ihn selbst und die königliche Familie; eine andere für vornehme Personen und dann noch einige für die geringeren Stände. Es war aber Vorschrift, daß sich jeder an diesen Tafeln entlarven mußte, damit sich nicht ein Unberufener einschliche. — An einer dieser Redouten wurde der König einen Mann gewahr, der einen rothen Domino trug. Neugierig geworden, ließ der Monarch den wachthabenden Offizier rufen und trug ihm auf, sich zu erkundigen, wer der Fremde sei. Der Offizier näherte sich dem Unbekannten und fragte: „Mein Herr, wer sind Sie?" „Und wer sind Sie?" entgegnete der Fremde. „Ich bin der Lieutenant von N." „Dann bin ich mehr als Sie". Der Offizier meldete sich bei dem Könige und erzählte den Vorgang. Dieser schickte nun seinen Adjutanten, einen Major, mit derselben Frage ab. Aber auch dieser erhielt dieselbe Antwort. Der Major meldete, ehe er zum König ging, dies dem Gouverneur. Nun ging dieser hin und sagte: „Sagen Sie mir, wer Sie sind!" „Sagen Sie mir erst, wer Sie sind!" „Ich bin der Gouverneur von Berlin". „So bin ich mehr als Sie". Dies hörte der Prinz von Preußen, der nicht weit davon entfernt stand, und sagte zu dem Gouverneur: „Lassen Sie mich mal hingehen, hoffentlich wird der unverschämte Mensch mir doch Rede stehen". Gesagt, gethan; der Prinz ging hin und fragte: „Hören Sie mal, mein Herr, ich will jetzt wissen, wer Sie sind!" „Und ich erst wissen, wer Sie sind?" „Ich bin der Prinz von Preußen". „So bin ich auch mehr als Ew. königliche Hoheit". Der Prinz meldete dies dem Könige. Friedrich erhob sich, sah den Räthselhaften mit seinen Flammenaugen an und fragte in scharfem Ton: „Wer ist Er?" „Ew. Majestät halten zu Gnaden, ich bin der Schützenkönig von Bernau". Bei dieser drolligen Antwort verzog sich Friedrich's Miene zu einem leichten Lächeln, und indem er sich niedersetzte, winkte er dem Schützenkönige, der sich nun schleunigst aus dem Staube machen wollte, freundlich mit der Hand und rief ihm zu: „Bleib Er hier und freß Er sich erst satt!"

Briefkasten.

Ein Landmann. In Paris.

Verantwortlicher Redakteur: C. Fontane in Posen.

Druck und Verlag von W. Decker & Co. (Emil Röstel) in Posen.